

Situation nicht klar. Negwer hatte zwischenzeitlich nicht nur erfahren, dass Bertram ihn für den Posten des Apostolischen Administrators vorgesehen hatte, sondern auch, dass er im Ordinariat als potenzieller Nachfolgekandidat für den Erzbischöflichen Stuhl gehandelt wurde. Trotz ihrer unterschiedlichen Charaktere – Negwer beurteilte sich selbst als „zu stürmisch und unüberlegt“ (S. 88), während Pionteks Mitarbeiter „ein wenig unter seiner schweigenden Kälte“ litten (S. 142) – gewöhnten sich die beiden Geistlichen nach anfänglichen „häuslichen Karambolagen“ (S. 143) aneinander, sodass ihr Zusammenwirken von gegenseitiger Wertschätzung geprägt war. Später bezeichnete Piontek Negwer als seinen kenntnisreichsten und fähigsten Mitarbeiter. Als Piontek am 2. November 1963 starb, war Negwer von diesem Verlust sichtlich betroffen. Rund eine Woche später wählte das Metropolitankapitel Titularbischof Gerhard Schaffran zum neuen Kapitelsvikar. Negwer überlebte Piontek nur um wenige Monate und starb am 14. Februar 1964.

Negwer verbrachte 53 Jahre im Dienst des Breslauer Erzbischöflichen Ordinariats. Dennoch war er „kein kalter, gefühlsloser Verwaltungsbeamter“ (S. 165), wie auch H. betont, sondern stets darum bemüht, seine Arbeit in den Dienst der Seelsorge zu stellen. Dank einer intensiven Archivrecherche in Görlitz und Erfurt sowie der Auswertung einer über 300 Seiten reichenden, sehr persönlich gehaltenen und unveröffentlichten Autobiografie Negwers, die sich im Bestand des Görlitzer Diözesanarchivs befindet, ist es H. eindrucksvoll gelungen, das Lebenswerk Negwers, eingebettet in die wechselvolle Geschichte der schlesischen Kirche und des Klerus, zu würdigen und die handelnden Personen lebendig darzustellen. Mit der Biografie des letzten Breslauer Generalvikars konnte eine eklatante Forschungslücke geschlossen werden. Die vorliegende Arbeit ist nicht nur für Historiker, sondern für alle an der Geschichte Schlesiens Interessierten eine äußerst lesenswerte und gewinnbringende Lektüre.

Wien

Gregor Ploch

Felix Schnell: Räume des Schreckens. Gewalträume und Gruppenmilitanz in der Ukraine, 1905-1933. Hamburger Edition. Hamburg 2012. 575 S. ISBN 978-3-86854-244-8. (€ 28,-)

Der Berliner Osteuropahistoriker Felix Schnell verfolgt mit seiner Studie zwei übergeordnete Ziele: Einerseits ist ihm daran gelegen, einen prägenden Aspekt der ukrainischen Geschichte des ersten Drittels des 20. Jh. darzustellen, andererseits sieht er sein Buch als genuine Beitrag zur historischen Gewaltforschung. Mit Verweis auf verschiedene Theoreme der neueren Gewaltsoziologie, beispielsweise von Wolfgang Sofsky und Randal Collins, sowie auf die historischen Forschungen Jörg Baberowskis gelingt es Sch., vor dem Hintergrund der Ereignisse in der Ukraine 1905-1933 seine eigenen Analyse-schemata abzuleiten, in denen die Termini „Gewalttraum“ und „Gruppenmilitanz“ von besonderer Bedeutung sind.

„Gewaltträume“ sind demnach „soziale Räume, die den Gebrauch von Gewalt begünstigen oder wahrscheinlich machen“ (S. 20), weil sie es ermöglichen, Interessen und Bedürfnisse gewaltsam durchzusetzen – der „Gewalttraum“ als „Ermöglichungsraum“ (S. 14). Die von Sch. herausgestellte „Gruppenmilitanz“, auch „militante Vergemeinschaftung“ genannt, ist eine naheliegende und folgerichtige Reaktion auf die besonderen Bedingungen von „Gewaltträumen“ und äußert sich vor allem in Form von Bandenbildung sowie in größeren militanten Bewegungen und Gruppen mit oft sehr einfachen organisatorischen Strukturen. Sch. ist es an dieser Stelle wichtig zu betonen, dass die beiden Termini reziproke und dialektische Elemente bezeichnen.

Vor dem Hintergrund einer deutlichen Schwäche staatlicher Kontroll- und Machtorgane, eine der wesentlichen Grundbedingungen für die Entstehung der „Gewalt von unten“ (S. 12), möchte Sch. mit Hilfe der von ihm gewählten Begriffe offenlegen, welche Verbindungslinien sich zwischen den verschiedenartig gelagerten kollektiven Gewaltexzessen auf tun. Die Gewalt und deren aktive physische wie psychische Anwendung sol-

len in diesem Zusammenhang nicht nur als Mittel der allgemeinen Interessendurchsetzung interpretiert werden. Vielmehr sollen sie, unter Berücksichtigung ihrer besonderen Eigen- und Entwicklungsdynamik, auch als soziales Konstrukt der Gemeinschaftsbildung verstanden werden. Im Anschluss an die einleitenden theoretischen Ausführungen folgt, in drei großen Hauptkapiteln, die Analyse der „Räume des Schreckens“ mit ihren jeweiligen Spezifika.

Unter Bezugnahme auf die Revolution von 1905 und der mit ihr in Verbindungen stehenden Ereignisse schildert Sch. im ersten großen Teilkapitel „Das Laboratorium der Gewalt“ die Voraussetzungen und Folgen der ersten großen Gewaltwelle des 20. Jh., in der die Menschen als Akteure wie auch als Opfer von Gewalterfahrungen geprägt wurden und sich neue, von Gewalt bestimmte Denk- und Aktionsmuster ergaben. War für die bäuerliche und die urbane Gesellschaft Gewalt schon vor 1905 eine wesentliche und notwendige Handlungsressource, so stellte die Revolution insofern einen Wendepunkt dar, als sie dazu führte, dass sich bisher staatsferne Räume durch den Zerfall und den zeitweiligen kompletten Ausfall der staatlichen Autorität in dezidierte Gewalträume verwandelten. Charakteristisch für die bäuerliche Gewalt nach 1905 war das Fehlen eines standardisierten Vorgehens, was jedoch nicht bedeutet, dass es keine gemeinsamen Merkmale gegeben hätte. Oft beschränkte sich das Handeln der Akteure auf die lokale Ebene und wies keine regionsübergreifende Zusammenarbeit auf. Motiviert durch hauptsächlich ökonomische Nahziele, war die Gewalt der Bauern vorwiegend auf Sachgüter und materielle Dinge gerichtet. Neben der bäuerlichen Gewalt zeichneten vor allem verschiedene militante Gruppen für die zunehmende Radikalisierung des öffentlichen Lebens verantwortlich. Einerseits waren dies im Untergrund agierende Revolutionäre, deren Gewalt sich in Form von Attentaten sowie von Überfällen gegen Staatsvertreter und Institutionen wie Banken oder Postämter richtete, andererseits waren es offen auftretende Gruppen wie Bürgerwehren und Milizen, Letztere hervorragend von Sch. herausgearbeitet am Beispiel der Miliz von Grišino, an der die dynamische Wechselbeziehung zwischen Handlungsraum und den Gewaltakteuren sehr gut deutlich gemacht wird.

Im zweiten großen Teilabschnitt „Entgrenzung der Gewalt in Krieg und Bürgerkrieg“ widmet sich der Autor sehr anschaulich und überzeugend den unterschiedlichen Formen von Gruppenmilitanz. Werden die makrosozialen Konturen des Zeitraums von 1917 bis 1921 eher überblicksartig und deskriptiv dargestellt, folgt im Anschluss eine bemerkenswerte und breit angelegte Untersuchung sowohl der dörflichen Gruppenmilitanz als auch der von Sch. vorgestellten und z.T. direkt mit ihr in Verbindung stehenden besonderen Form verfestigter und dauerhafter Gruppenmilitanz, der Atamanščina. In der Militanz ganzer Dörfer sieht Sch. zu Recht ein zentrales Element des Bürgerkriegs. Hatte die dörfliche Gruppenmilitanz einen eher temporären Charakter, so war den einzelnen Atamanenarmeen als militanter Großgruppe eine erheblich längere Lebensdauer beschieden. Bezugnehmend auf Nestor Machno als eine der schillerndsten Gestalten des Bürgerkriegs und der ihm folgenden Kampfgemeinschaft, der Machnovščina, die zugleich als zentrales Fallbeispiel der Studie dient, gelingt es dem Autor, nicht zuletzt durch die Verarbeitung von bisher kaum oder gar nicht genutzten Archivquellen, diejenigen Merkmale herauszustellen, die für die „Vergemeinschaftung durch Gewalt“ (S. 345) verantwortlich zeichnen. Hierbei verkörpern die Atamanengruppen weniger politisch-ideologisch motivierte Kampfformationen als vielmehr spontan gebildete Verbünde mit einem besonderen Führer-Gefolgschafts-Verhältnis, bei dem sich das Charisma des jeweiligen Führers, beispielsweise eines Nestor Machno, direkt aus dem aktiven Gewalthandeln ergab. Überhaupt war das gemeinsame Gewalthandeln dasjenige konstituierende Element, das die Gruppen zusammenhielt. Im exzessiven Ausleben von Gewalt und vor allem durch Gewaltakte gegen Schwächere sahen sich die einzelnen Kämpfer als Gemeinschaft bestätigt.

Im dritten großen Kapitel „Staatsbildung im Gewaltraum“ erfasst Sch. die Gewalthandlungen infolge der Zwangskollektivierung. Verstärkt durch das stalinistische Element, wurde bei dem Angriff des sowjetischen Staates gegen das Dorf ohne ausreichende Regu-

lierungsmöglichkeiten abermals ein Gewaltraum erzeugt, der erneut das Eigenleben militanter Gruppen möglich machte. Dabei ergab sich bei der Kollektivierung durch „summarische Gewalt von oben und partikuläre Gruppenmilitanz von unten“ eine besonders „explosive Mischung“ (S. 437), ein Umstand, der in der bisherigen Forschung stets vernachlässigt wurde, worauf Sch. zu Recht hinweist. Ebenso innovativ ist seine Einteilung der Gruppenmilitanz in drei zum Teil fließend ineinander übergehende Formen: „freie Banden“, bäuerliche Partizipation und Kollaboration sowie Brigaden im Rahmen von Kampagnen. Wie Sch. an mehreren Beispielen deutlich macht, durchliefen die einzelnen Formationen diverse Wandlungen und trugen so erheblich zur Radikalisierung der Gesamtgesellschaft bei.

Mit *Räume des Schreckens* ist dem Vf., vor allem aufgrund seiner theoretischen Schemata, die gerade auch im Schlusskapitel in hervorragender Weise erläutert werden, eine innovative und maßstabsetzende Studie gelungen, die für alle, die sich zukünftig sowohl mit der ukrainischen Geschichte des frühen 20. Jh. als auch mit der allgemeinen Gewaltgeschichte Osteuropas beschäftigen, unverzichtbar sein wird. Kritisch anzumerken ist, trotz des in sich schlüssigen Theorems des Gewaltraums als sozialer Raum, die generelle Vernachlässigung des realen geografischen Raums: Kann das Gewalthandeln in den verschiedenartig auftretenden militanten Gruppen wirklich losgelöst davon betrachtet werden? Hier hätte sich der Rezensent noch ein paar tiefergehende Erläuterungen gewünscht. Dessen ungeachtet liegt mit der Studie von Sch. eine äußerst aufschlussreiche und anregende sowie gut leserbare Arbeit vor, die einen breiten Leserkreis verdient hat.

Marburg

Mathias Voigtmann

Krieg im Frieden. Paramilitärische Gewalt in Europa nach dem Ersten Weltkrieg. Hrsg. von Robert Gerwarth und John Horne. Wallstein. Göttingen 2013. 347 S. ISBN 978-3-8353-1298-2. (€ 29,90.)

Die beiden Hrsg. Robert Gerwarth und John Horne sowie die zwölf Autoren beschäftigen sich in dem vorliegenden Sammelband anhand mehrerer regionaler Fallbeispiele mit dem europäischen Nachkrieg nach 1918 und der damit verbundenen Gewaltausübung durch paramilitärische Gruppierungen. Der Friedensschluss von Versailles beendete zwar offiziell den Ersten Weltkrieg in Europa, doch „Der Krieg der Giganten ist vorbei, die Kriege der Pygmäen haben begonnen“ – mit diesem bekannten Zitat von Winston Churchill eröffnen die beiden Hrsg. ihr Buch. Das Zitat beschreibt sehr deutlich die Situation nach 1918, da die Phase nach dem Ersten Weltkrieg alles andere als friedlich war und von verschiedenen Gewaltformen überschattet wurde, die besonders in Ostmitteleuropa anzutreffen waren.

Der Umschlag des Bandes zeigt einen Freikorpsangehörigen während des Kapp-Putsches 1920. Man denkt dabei sofort an den brutalen Gewalteininsatz der Freikorps im Auftrag der SPD-Führung gegen linksradikale und äußere Feinde in den frühen Tagen der Weimarer Republik. Die Ereignisgeschichte des deutschen Paramilitarismus ist diesbezüglich von deutscher Seite gut dokumentiert, jedoch fehlt es bis heute an Standardwerken, die dessen Genese und Zerfall, die Gewaltdynamik in der Gruppe und ihren spezifischen Aktionsraum der Gewalt untersuchen.¹

Die paramilitärische Gewalt soll als charakteristisches Merkmal in diesen Konflikten untersucht werden, indem die Autoren ihre Ursprünge, Manifestationen und Auswirkungen

¹ Diese Lücke soll nun die am Herder-Institut in Marburg angesiedelte DFG-Forscherguppe „Gewaltgemeinschaften“ mit Projekten zu den bewaffneten Verbänden im Baltikum 1919 (Mathias Voigtmann) und dem Konflikt um Oberschlesien 1918-1921 (Wojciech Pieniazek) schließen.